

Prof. Dr. Eduard Stäuble:
Laudatio auf Werner Koch

Hochgeachteter Herr Bürgermeister! Lieber Preisträger Werner Koch!
Meine sehr geschätzten Damen und Herren!

Die Stadt Überlingen überreicht heute auf mehrheitliche Empfehlung des Preisgerichts ihren Bodensee-Literaturpreis für das Jahr 1972 dem Schriftsteller Werner Koch aus Köln für sein Buch »See-Leben I«. Dieser Entscheid des Preisgerichts will begründet sein.

Nichts scheint – bei einem Buch, das den Titel »See-Leben« trägt – einfacher als dies. Man nimmt an, es handle sich bei diesem See um den Bodensee, und »See-Leben« wäre demnach und eigentlich »Bodensee-Leben«.

Nur, leider, stimmt das nicht. Wenigstens nicht auf so einfache und vordergründige Weise.

Wohl blitzt der Bodensee am Rande des Geschehens in der Erzählung auf. Der Erzähler kommt aus Köln und pachtet die Wiese am See mit der Hütte darauf von einem pensionierten Postsekretär aus Lindau. Die Sekretärin des Erzählers stammt aus Wasserburg. Der Erzähler ist Angestellter einer großen Architekturfirma und soll unter anderem das Projekt einer Brücke von Staad nach Meersburg prüfen und begutachten. Später wird ihm ein anderes Projekt vorgelegt: »In Rorschach soll eine neue Kläranlage gebaut werden.« Auf einer Eisenbahnfahrt vom See nach Köln verwickelt ein zugestiegener Herr den Erzähler in ein Gespräch: Wohin er fahre? Nach Köln. Woher er komme? Vom See. »Vom See?« sagt der Zugestiegene, »ich verbringe seit 20 Jahren meinen Urlaub in Nonnenhorn. Kennen Sie Nonnenhorn? Direkt am Bodensee, nicht weit von Wasserburg, zwischen Lindau und Friedrichshafen. Ein kleines Nest, aber reizend, wirklich.« Eine merkwürdige Figur geht durch die ganze Erzählung; der Mann heißt Nurmi und lebt rückwärts. Der Erzähler verabredet sich mit ihm zu einem Gespräch im Café Reutte zu Lindau. Derselbe Nurmi verliebt sich

im Laufe seines Rückwärtslebens in ein 18jähriges Mädchen; sie ist Sprechstundenhilfe bei einem Zahnarzt in Überlingen.

So wird der Bodensee immer nur angetippt und angetupft. Er tritt nie eigentlich in den Mittelpunkt der Erzählung. Dennoch ist seine unausgesprochene Anwesenheit das ganze Buch hindurch spürbar. Wir sind in der Gegend des Bodensees. Wenn aber nicht den Bodensee selber – welchen See meint dann »See-Leben I«: Es ist irgendein kleiner See irgendwo im Bodenseeraum. Es könnte der Illmensee sein, oder der Alpsee, oder der Grüntensee, der Schleinsee, der Schwartensee, der Langensee ... Es könnte. Aber wenn wir den Autor fragen, welcher See es wirklich sei, lächelt er ratlos, etwas listig auch und geheimnisvoll und meint: »Ich kann es Ihnen nicht sagen. Es ist eigentlich ein fiktiver See, geographisch nicht genau zu orten; nur daß er irgendwo im süddeutschen Raum liegt, das ist sicher.«

Ein bißchen mehr Klarheit gewinnen wir aus dem Buche selbst. Wenn nämlich der Erzähler in der Hütte an seinem See sitzt und die Zeitung liest, so liest er Nachrichten wie die folgenden: »Man will jetzt die Autobahn von München nach Lindau ausbauen.« – »Der Pfarrer von Rensbach hat im »Goldenen Fäßle« einen Vortrag über den Prozeß Jesu gehalten.« – »Einem Lehrer in Leutkirch hat man am vergangenen Freitag zwei Hasen aus dem Stall gestohlen.« – »In Oberstdorf hat man eine 16jährige Kellnerin vergewaltigt, umgebracht und im Wald verscharrt.« – »Der Niedersonthofener See soll verkauft« und »Der Kemptener Bahnhof soll verlegt werden.« – Und als der Erzähler bei seiner Kölner Architekturfirma nur noch als freier Mitarbeiter tätig ist, nimmt er eine Einladung der Volkshochschule Kempten an, im Wintersemester Vorlesungen zu halten zum Thema: »Industrielle Möglichkeiten zur aktiven Bekämpfung der Umweltverschmutzung.«

Wir schließen aus alledem: Dieser merkwürdig kleine See liegt irgendwo in unserem Bodenseeraum, unweit des Bodensees selber, aber eher in nordöstlicher als in nordwestlicher Richtung, so gegen das Allgäu hin, vielleicht im Allgäu selber. Mehr läßt sich nicht sagen, und mehr ist auch nicht nötig. See, Landschaft und Menschen wären durch noch so exakte geographische Namensgebung nicht zu erfassen und zu begreifen. Namen müssen Schall und Rauch bleiben, wenn sich See,

Landschaft und Menschen in der Erzählung nicht durch sich selbst als notwendig erweisen.

Aber nach so vielen zusammenhangslosen Anspielungen und Andeutungen muß ich Sie, meine Damen und Herren, zunächst ganz ins Bild setzen, damit Ihnen die Erzählung »See-Leben I« zu einem nachvollziehbaren Erlebnis wird.

Das Gerippe der Story ist leicht zu skizzieren: Ein Mann, der Ich-Erzähler der Geschichte, Angestellter eines großen Architekturbüros in Köln, verbringt seit vielen Jahren seinen Urlaub an einem kleinen See in der Nähe des Bodensees. Er liebt diesen See, er liebt diese Gegend, er liebt die Leute dort. Wieder einmal geht ein Urlaub zu Ende, und die Rückfahrt nach Köln steht knapp bevor. Da faßt der Mann einen plötzlichen Entschluß: Er wird nicht abreisen, er wird nicht nach Köln zurückkehren, er wird am See bleiben; denn er sieht nicht ein, warum eigentlich sein Büro ausgerechnet in Köln stehen muß. Er wird sein Büro am See einrichten. Er bittet seine Firma in Köln, ihm sämtliche Akten, alle Briefwechsel, den Schreibtisch und allen übrigen Bürokrum an den See bringen zu lassen. Er wird von hier aus weiterarbeiten.

Dieser Entschluß verursacht bei der Kölner Firma einigen Wirbel. Der Direktor ersucht den Mann, zu einer Aussprache nach Köln zu kommen.

»Gerade das wollte ich nicht«, lesen wir in der Erzählung, »es erscheint mir unsinnig, den Wert einer Arbeit danach zu bemessen, wo sie geschieht. In der Physik lernt man, Arbeit sei Kraft mal Weg, und Leistung sei Kraft mal Weg geteilt durch Zeit. An welchem Ort die Arbeit getan und wie die Leistung erbracht wird, spielt dabei keine Rolle. Darüber hinaus hatte ich Angst, Köln wiederzusehen. Man denkt um, wenn man den Dom wieder vor Augen hat, von der Altstadt verschluckt wird; und sobald man die Tiefgarage befahren, die Aufzüge bestiegen und die nicht endenwollenden Büros der Firma wieder betreten hat, gibt es keinen Weg zurück. Nein, ich wollte am See bleiben, am See arbeiten, hier mein Büro haben, hier mein Geld verdienen.« Die Antwort des Direktors ist lapidar: »Er wolle es, nach Rücksprache mit dem Personalrat, nicht auf einen Prozeß ankommen lassen. Ich solle mein Büro am See in Betrieb nehmen und unverzüglich mit der Arbeit beginnen.«

Hinter diesem Entschluß, aus dem Urlaub nicht mehr nach Köln zurückzukehren, sondern am See zu bleiben, verbirgt sich zunächst eine Abneigung gegen die Stadt. »In der Stadt«, schreibt Koch, »habe ich mir aus der Meinung anderer nie etwas gemacht, die Menschen, sogar die Nachbarn, sind mir ziemlich gleichgültig gewesen; am See ist das anders. Hier will man wissen, mit wem man es zu tun hat, ob er zu einem paßt und ob man ihm trauen kann ... In der Stadt läßt sich anonym leben, es ist leicht unterzutauchen. Am See weiß jeder von jedem alles.« An späterer Stelle, auf der Fahrt zu einem Besuch nach Köln, erinnert er sich, daß er an dieser Stadt nie besonders geangen habe; »ich verstehe ihre Sprache, nicht aber ihr Gefühl. Man meint allerorten, sie sei fröhlich, in Wahrheit ist sie unzufrieden und steht nicht mehr zu ihrem Wort. Sie lebt und läßt auch leben, aber sie läßt nur den leben, der sich fügt; sie verpönt den Außenseiter und verleumdete den Einzelgänger. Sie hat tausend Gesichter und keinen Freund.« Nach einem dreiwöchigen Aufenthalt in Köln notiert er:

»Wenn ich die drei Wochen mit irgendeiner anderen Zeit am See vergleiche, so hatte ich in Köln vor allem Langeweile. Man ist zwar viel unter Menschen, aber man behält nicht einmal ihre Gesichter; man besucht einen Schulfreund und stellt fest, daß man mit einem wildfremden Mann spricht; man geht zu einer Party, unterhält sich, trinkt, redet von Autos, von Kapitalanlagen, von der letzten Urlaubsreise nach Marokko, und man weiß nicht, warum man das tut; man geht in den Dom und merkt plötzlich, daß man in einem Museum ist; ... man steht abends am Rhein, sieht ein Schiff vorbeifahren, bemerkt das Liebespaar auf der Bank, hört das leise Stöhnen des Mädchens, geniert sich, geht weiter und ist allein ...«

Unsere Städte sind – mit einem Buchtitel Alexander Mitscherlichs zu sprechen – unwirtlich geworden, ungastlich, seelenlose Wohnmaschinen, in denen der Mensch vereinsamt. Am See dagegen fühlt sich der Erzähler noch organisch einbezogen in eine wenn auch kleine, so doch lebendige Gemeinschaft. Dies nun, meine Damen und Herren, ist von Bedeutung: Der Entschluß des Mannes, nicht mehr in die Stadt zurückzukehren, fällt nicht irgendwo, fällt nicht in der Weltabgeschiedenheit einer Gebirgshütte, nicht in der Verlassenheit einer Hütte der Lüneburger Heide. Dieser Entschluß fällt hier, in der Landschaft des Bodensees. Dies ist kein Zufall.

Hier in der Bodenseelandschaft, die Leopold Ziegler einmal eine »das Herz gleichsam entengende Landschaft« genannt hat, in dieser befreienden Landschaft wird sich der Mann aus der Stadt der Fragwürdigkeit seiner beruflichen und menschlichen Existenz bewußt. In der natürlichen Weiträumigkeit dieser Landschaft empfindet er die Fesseln der Bürokratie mit doppeltem Unbehagen und erlebt er den Terror der Technokratie doppelt bedrückend und beängstigend. In dieser Landschaft, in der uns die Natur alle ihre Möglichkeiten in verschwenderischer Fülle vorführt, in dieser vielgestaltigen Landschaft, in der – wiederum mit den Worten Leopold Zieglers gesagt – »eine beinahe einzigartige Übereinstimmung von Natur und Kultur obwaltet«, erlebt der Mann aus der Stadt – erleben wir alle – das Verkehrte, das Einseitige, das menschlich Auszehrende, die seelische und geistige Leere einer Welt der bloßen Produktions- und Wirtschaftsmechanismen, in die wir alle mehr oder weniger straff eingespannt sind. In einer Landschaft der natürlichen Harmonie erfüllen wir besonders intensiv die Abgespaltenheit des modernen Menschen von den Quellen eines ursprünglichen, unverbrauchten, eines runden, vollen und frohen Lebens. Es ist kein Zufall, daß der befreiende Ausbruch dieses Mannes aus den Zwängen eines selbständig und selbstmächtig gewordenen Verwaltungsapparates gerade in dieser Landschaft des Bodensees stattfindet.

»Ich packe keine Zigaretten an, wenn ich am See bin. Am See ändert sich mein Lebensgefühl«, schreibt Koch, »ich will in den drei Urlaubswochen all das gutmachen, was ich mir in Köln versaue: am See gehe ich spazieren, schwimme, schwitze mir den Bauch ab, will ich gesund bleiben und ganz, ganz lange leben. Doch wenn ich dann wieder am Schreibtisch sitze, zur Konferenz muß oder Briefe diktiere, dann vergesse ich den See, rauche Zigaretten – wenn auch mit Filter –, trinke Whisky-Soda, lasse mich mit dem Taxi zum Friseur oder zum Arzt fahren und mir wird so egal, ob der See Fische hat, ob Bauer Greiff keinen Alkohol verträgt und wie lange ich lebe.«

Solche Gedanken könnten den Verdacht aufkommen lassen, Werner Koch sei vielleicht ein heilloser Romantiker, ein welt- und zeitfremder Idylliker, ein verspäteter Freund Ernst Wiecherts auf der Suche nach dem »einfachen Leben«. Nichts wäre grundverfehlter als

eine solche Vermutung. Koch weiß sehr genau um die Unwiederbringlichkeit des längst verlorenen Paradieses und um die wahrscheinlich unlösbare Problematik des modernen Menschen zwischen der Gefangenschaft in einer technokratisch regierten und verwalteten Welt und der Sehnsucht nach einer Welt der Freiheit, in der sich das Individuum seinen Anlagen und Bedürfnissen gemäß entfalten und entwickeln könnte. Er bringt diesen zermürbenden Konflikt einmal in die Formel: »Die Firma gibt mir Geld, und der See läßt mich leben. Vielleicht sind beide unvereinbar.« Und ein andermal schreibt er: »Was die Katze will, ist das einfache Leben und die sogenannte heile Welt. Beide, denke ich, gibt es nicht. Kein Leben ist einfach, und jede Welt hat ihr Unheil.«

Zunächst allerdings scheint es, als könne alles gut gehen, als könne das Experiment gelingen. Der Mann richtet mit Erlaubnis der Direktion sein Büro am See ein, sucht sich eine Sekretärin, und das Seeleben beginnt.

»Ich hatte mich mit meiner Sekretärin geeinigt, für die kommenden Sommermonate die Arbeitszeit anders einzuteilen. Wir arbeiteten morgens von 6-10 Uhr und nachmittags von 16-20 Uhr ... Auch richteten wir uns nicht nach Arbeits- und Feiertagen; wir nutzten jeden verregneten Sonntag aus, um zu arbeiten, und an sonnigen Wochentagen gaben wir uns frei ... Wir machten unsere Arbeit wetterfühlig, und schon nach drei Wochen funktionierte unser System einwandfrei.«

Das dauert so eine Weile, bis sich eines Tages ein Herr von der Kölner Firma am See meldet. Er erklärt zwar zunächst, man sei mit der Arbeitsleistung des Mannes am See durchaus zufrieden; dennoch habe er den Auftrag, mit dem unbequemen Einzelgänger über seine Rückkehr in die Firma nach Köln zu verhandeln; denn der ganze geordnete, computergesteuerte Apparat werde durch diese Extratour eines Mitarbeiters gestört und gerate aus dem Geleise. Die Revisionskontrolle habe ergeben, daß drei hauptsächliche Schwierigkeiten beständen:

Erstens: Die Sekretärin hier am See habe keine Planstelle. Sie werde deshalb von der Firma als Aushilfe geführt, Aushilfen könnten jedoch nur zeitweise bewilligt werden. Dann werde er eben eine Plan-

stelle beantragen, erwidert der Mann am See. – Das sei nicht möglich, weil auf jener Planstelle, die ihm zustände, seine Kölner Sekretärin sitze. – Aber die Kölner Sekretärin arbeite doch jetzt in einer anderen Abteilung. – Ja, aber immer noch auf der alten Planstelle. – Dann könne man die beiden Planstellen doch einfach austauschen. – Nein, das gehe nicht. Eine Planstelle, die besetzt sei, lasse sich nicht noch einmal besetzen, und eine Planstelle, die neu beantragt werde, müsse selbstverständlich noch unbesetzt sein. – Aber die beiden Sekretärinnen arbeiteten doch gut, fleißig und gewissenhaft, und darauf komme es doch einzig an. – Auch, aber nicht nur, erklärt der Herr aus Köln. Die Firma müsse sich vorbehalten, eine gewisse Kontrolle auszuüben, sonst wäre sie schon lange nicht mehr funktionsfähig.

Dann kommt ein zweiter Punkt zur Sprache: Dienstreisen vom See aus lassen sich nicht verbuchen, weil die elektronische Datenverarbeitung der Firma nur auf Dienstreisen von Köln und nach Köln zurück programmiert sei. Wenn also einer nicht von Köln, sondern vom See aus nach München fahre und der Computer mit dieser Information gespeist werde, trete er entweder in Streik oder spucke ein falsches Ergebnis aus. Selbst wenn der Mann am See häufig auf Dienstreisen wäre, käme eine Zusatzspeisung des Computers die Firma zu teuer; man könne den Computer nicht damit belasten, auch noch eine »Dienststelle See« zu verarbeiten.

Und drittens müßten noch ein paar Worte über die Essensmarken gesprochen werden. Der Mann am See verwerte die Essensmarken nicht, die für jeden Angehörigen der Firma gedruckt, nummeriert, registriert, gebucht, berechnet, ausgegeben und abgeholt werden. Dadurch entstehe für die Firma ein Riesenproblem. – Auf den Einwand, wenn er diese Essensmarken im Werte von 1 Mark 50 nicht benutze, spare doch die Firma jeden Tag 1 Mark 50 durch ihn ein, gibt ihm der Herr aus Köln zur Antwort: Erstens sei schon die Herstellung und Bearbeitung der Essensmarken teurer als das Essen selber, und zweitens verstehe er die Intentionen der Firma nicht. Die Marken stünden ihm unverzichtbar zu; da die Firma den Grundsatz vertrete »gleiches Recht für alle«, dürfe sie auch gleiche Pflichten von allen verlangen. Er solle sich doch einmal überlegen, was geschähe, wenn alle Mitarbeiter so dächten wie er und an nur einem einzigen Tage die Essens-

marken nicht verwerteten; der ganze Kantinenbetrieb käme durcheinander: Das Bedienungspersonal hätte nichts zu tun, der Koch müßte das vorbereitete Essen vernichten, der Pächter erlitt einen unübersehbaren Verlust, und das Betriebsklima würde empfindlich gestört. – Er konstruierte da einen Fall, der nie eintrete, erwiderte ihm der Mann am See. »Trotzdem müsse man ihn kalkulieren«, hält ihm der Mann aus Köln entgegen.

Darauf weiß der Mann am See keine Antwort mehr: »Er hatte mich fertig gemacht; nicht so sehr durch einzelne Fragen oder mir ungreifliche Argumente; ich verstand die Welt nicht, in der er lebte. Schon sein Verhältnis zur Arbeit irritierte mich. Für ihn ist Arbeit meßbar, manipulierbar, registrierbar; für mich ist Arbeit: ein Stück Welt verändern, wie es die Putzfrau tut, wenn sie sauber macht, oder der Ingenieur, wenn er sich am Reißbrett die Brücke ausdenkt.«

Dieses Gespräch, meine Damen und Herren, wollte etwas ausführlicher geschildert werden. Es stellt eine Kernszene der Erzählung dar. Dem Autor gelingt auf diesen Seiten des Buches eine ebenso glänzende wie erschreckend-komische Parodie auf die totale Verplanung unseres Lebens und des einzelnen Menschen. Immer mehr werden wir alle zu Opfern eines kühl kalkulierenden Managements, das die schöpferische Freiheit des Einzelnen niederwalzt und zerstört. Was wir an hochgezüchteter, überperfektionierter Organisation gewinnen, verlieren wir tausendfach an menschlichen und schöpferischen Werten. Das wird, glauben Sie mir das, meine Damen und Herren, und glauben Sie es unserem Autor Werner Koch, auf die Dauer nicht gut gehen. Wir richten auf diesem Weg unsere Welt, unsere Gesellschaft und die einzelne schöpferische Persönlichkeit zugrunde.

Und glauben Sie nicht, Werner Koch übertreibe und phantasie. Lassen Sie mich aus meiner eigenen Erfahrung zwei kleine, aber sprechende Beispiele für diese Entmenschlichung durch den bürokratischen Apparat, für die Zerstörung der echten menschlichen Kommunikation durch die Herrschaft der Computer anführen.

Rief mich jüngst in unserem Betrieb irgendeine Sekretärin an: »Hier ist das Projekt Rechnungswesen. Sie sind doch die Kostenstelle 601?« Ich war sehr perplex, der Anruf hatte etwas Geisterhaftes und ich antwortete: »Nein, verehrtes Projekt Rechnungswesen, ich bin

nicht die Kostenstelle 601, sondern ich heiße Soundso und bin der Leiter der Abteilung Kultur und Wissenschaft. Und wie heißen Sie?« Das Dmchen blieb hartnäckig: Aber meine Abteilung trage doch die Kostennummer 601? »Zum Teufel, ja«, antwortete ich, aber ich selber sei nicht diese Nummer, und sie sei wohl auch nicht das Projekt Rechnungswesen persönlich, oder? Wie sie heiße? Ich war wohl etwas unwirsch und wohl auch etwas zu laut geworden; das Stimmchen auf der anderen Seite tönte jedenfalls verschchert, verwirrt und rhrend hilflos: Sie heiße Annemarie Haberthr, und sie müsse eben so fragen, weil man sie beauftragt habe. Mit der Annemarie Haberthr konnte ich dann endlich menschlich reden – was zwischen der Kostenstelle 601 und dem Projekt Rechnungswesen nicht möglich war ...

Und ein andermal war ich drei Tage lang grippekrank. Ich meldete dem Computer den Beginn meiner Erkrankung und auch meiner Genesung. Aus irgendeinem unerfindlichen Grunde nahm aber der Computer die Lochkarte mit der Meldung meiner Rückkehr an die Arbeit nicht zur Kenntnis und schrieb mich fortlaufend krank. Ich meldete ihm mehrmals, ich sei schon längst wieder gesund. Aber das schien ihn einfach nicht zu interessieren. Nach einem halben Jahr behauptete er in seinen Abrechnungen hartnäckig, ich sei immer noch krank. Da gab ich es auf und kümmerte mich nicht mehr um seine Sturheit. Es ist deshalb durchaus möglich, meine Damen und Herren, daß nach Meinung des Computers ein noch heute unheilbar grippekranker Mann zu Ihnen spricht ...

Aber zurück zu unserer Erzählung. – Der Mann am See benützte seinen nächsten Urlaub zu einer Fahrt nach Köln. Er wollte mit seinem Direktor sprechen, um zu erfahren, was man mit ihm vorhtte, falls er sich weigern würde, vom See in die Stadt zurückzukehren. Der Direktor erklärte ihm, er müsse sich entscheiden; es stehe ihm jederzeit die Möglichkeit offen, auch am See für die Firma weiterzuarbeiten, aber selbstverständlich nicht mehr in einem festen Anstellungsverhältnis. »Der Organisationsplan der Firma sei geradezu perfekt, da greife ein Rädchen ins andere, jahrelange Erfahrung stecke dahinter«, usw. usf.

In solchen Worten enthüllt das Management sein wahres Gesicht: Der Mensch – erniedrigt zu einem winzigen Rädchen in einer Überle-

bensgroßen höllischen Planungs- und Organisationsmaschinerie. Das ist unsere erschreckende Zukunft, die schon begonnen hat.

Drei Tage nach seiner Rückkehr an den See bekommt unser Mann einen Einschreibebrief. Die Direktion fordert ihn auf, innerhalb von sechs Wochen in die Firma nach Köln zurückzukehren, andernfalls sähe man sich mit Bedauern gezwungen, die Kündigung auszusprechen. »Ich war am See und konnte darüber lächeln«, heißt es an dieser Stelle der Erzählung. Der Mann läßt die Kündigung auf sich zukommen, nicht etwa in der heldenhaften Pose eines Widerstandskämpfers gegen die Welt der Technokratie und der Bürokratie, aber auch nicht in der weinerlichen Haltung eines unverständenen Weltschmerzlers, sondern: »Ich bin ziemlich ratlos«, heißt es da, »einerseits weigere ich mich, nach Köln zurückzukehren; die Gesetze der Firma würden mich fertigt machen. Andererseits habe ich Angst vor der eigenen Courage.«

Dieser letzte Satz ist mit einer Anmerkung versehen, die am Schluß des Buches, aber wie ein Motto bereits auf der ersten Buchseite zwischen Titelblatt und Erzählungsanfang steht und lautet: »See-Leben II erscheint, wenn sich die Verhältnisse geändert haben.«

Welche Verhältnisse? Die Verhältnisse am See oder in der Stadt, die Verhältnisse in der Firma, die des Mannes am See oder die der Gesellschaft, oder die der Zeit? Und in welcher Richtung geändert haben? Zum Besseren oder zum Schlimmeren? Es liegt ein satirisches Zwielficht über dieser Fußnote. Werner Koch läßt uns im Unklaren und damit auch im Unruhigen. Gewiß ist zunächst bloß, daß sich die Verhältnisse ändern werden – aber die Entscheidung, wie und wohin, nimmt uns der Autor nicht ab.

Was ich bisher sagte, meine Damen und Herren, gehört zwar alles wesentlich zum Verständnis des Buches, läßt aber seine Eigenart und Qualität erst halbwegs ahnen. Die platt vordergründige Story könnte auf eine recht harmlose, biedere Geschichte von schlichtem Realitätsgehalt schließen lassen. Die kleine Fabel vom Mann, der gegen die stupiden Mechanismen einer computergesteuerten Technokratie rebelliert, ist aber nur das schmale Rückgrat des Buches. Dieser lebenswirkliche Vordergrund wird im Laufe der Erzählung auf eine unheim-

liche Art hintergründig, auf fast gespenstische Weise durchsichtig. Mit seinem Buch »See-Leben I« bietet Werner Koch eine neue Spielart des Phantastischen Realismus.

Der Mann am See tritt zunächst auf als ganz normaler Mensch, fängt aber plötzlich an, mit offenen Augen zu träumen; am Maßstab einer fragwürdigen Normalität gemessen, kann man auch sagen, zu spinnen.

Da taucht eine Katze auf, mit der der Mann am See tage- und nächtelang höchst philosophische Gespräche führt.

Er freundet sich mit einem Mann an, der rückwärts lebt, vom Begräbnis auf die Geburt zu, sich Jahr um Jahr verjüngend, um schließlich in den Mutterleib zurückzukehren.

Auf dem Weilerhof trifft er auf einen alten Bauern, 93 Jahre alt, der vor zwölf oder dreizehn Jahren gestorben ist, sich aber nicht beerdigen lassen will.

Aus dem See wird ein junger Mann geborgen, der Selbstmord begangen hat. Mit ihm führt unser Mann vom See ein tief sinniges Gespräch über die Liebe und den Freitod.

Auf einer Bahnfahrt begegnet er einem Mann, dem über geheimnisvolle Telefonanrufe der Tod seiner Frau vorhergesagt worden ist ...

Die Grenzen zwischen Wirklichem und Möglichem, zwischen Realem und Fiktivem, zwischen Außen- und Innenwelt, zwischen Traum und Leben verwischen sich plötzlich: Eine Katze philosophiert. Ein Selbstmörder spricht. Ein Toter lebt weiter. Ein Lebender lebt rückwärts. Und alles geschieht in dem Buche auf die natürlichste und selbstverständlichste Weise.

Allen diesen Motiven eignet Gemeinsames. Immer wieder geht es um die Frage nach der Zeit, um ihre Aufhebung und die Unmöglichkeit, ihr zu entrinnen, um Erlösung aus der Angst, um Sehnsucht nach der eigenen Identität, und vor allem um die Suche nach der Freiheit.

Lassen Sie mich dies an zwei Beispielen etwas vertiefen: Da ist Nurmi, der Mann mit dem Namen des finnischen Wunderläufers, der Mann, der rückwärts lebt. Das Motiv ist nicht neu, weder in der Literatur noch bei Werner Koch. Ein Mädchen lebt rückwärts in Ilse Aichingers »Spiegelgeschichte«. Die Lebensbahn rückwärts zu schreiten vom Greis zum rüstigen Mann und von diesem zum Embryo, ist

ein Prozeß, der auch im großen satirischen Roman »Ferdydurke« des Polen Witold Gombrowicz auf symbolistische Weise signalisiert wird. Versuche, sein Leben nach rückwärts zu betrachten und es womöglich noch einmal von vorne zu beginnen (nur um seine Unabänderlichkeit zu erfahren), treffen wir auch in den Stücken »Biografie« von Max Frisch und »Endspurt« von Peter Ustinov. Und wir begegnen dem Motiv andeutungsweise bereits in Werner Kochs Roman »Pilatus«, der 1959 erschienen und 1964 in Frankreich als bester ausländischer Roman preisgekrönt worden ist.

Der alternde Pilatus führt ein Tagebuch und zeichnet seine Erinnerungen auf. Einmal fragt er sich, was er tun würde, wenn er für eine Stunde göttliche Macht hätte. 22 Absichten notiert er, die er dann ausführen würde; und unter fünftens schreibt er: »Jeden zwingen, rückwärts zu leben. Also nicht: nun lebe ich, was fange ich damit an? sondern: nun muß ich sterben, was habe ich getan?«

Das ist eine moralische, eine ethische Frage, aber auch eine Frage nach Zeit und Freiheit.

»Wenn man rückwärts lebt, sagt Nurmi, lebt man gegen die Zeit, und man weiß von vorneherein, daß man verloren ist.« Nurmis Lebenslauf steht fest, ist auf die Minute genau terminiert und determiniert. »Für ihn«, sagt Nurmi, »habe Religion keinen Zweck. Wenn es einen Gott gäbe, habe der seine Schuldigkeit getan; der sogenannte Gott habe ihn auferweckt und lasse ihn nun leben ... Für ihn sei die Zukunft eine beschlossene Sache, kein Gebet ändere etwas daran, und alles, was er je im Leben tun würde, könne nie durch den Glauben, immer nur aus Einsicht bewirkt werden ... Freiheit gebe es nicht für ihn; er wußte nicht, was Hoffnung ist, und die Chance auf Erlösung war ihm nicht gegeben. Sein Schicksal war beschlossen, und er konnte es nur bewältigen durch Vernunft.«

Das wichtigste Problem für Nurmi ist, mit dem Phänomen Zeit fertig zu werden. Das gleiche Problem stellt sich auch der Katze. Sie versucht auf andere Art, damit zu Rande zu kommen. Auch diese Katze ist uns bereits aus Kochs Pilatus-Roman bekannt. Schon Pilatus führt in seinen Erinnerungen Gespräche mit einer zugelaufenen Katze, und unter den 22 Maßnahmen, die er träfe, wenn er für eine Stunde göttliche

Macht besäße, führt er unter drittens die folgende auf: »Zehn Prozent aller Tiere ungeschaffen machen, zum Beispiel Katzen. Ich wollte nicht, daß sie abhängig werden können.«

Die Katze geht stolz und unnahbar, als ein Symbol der Unabhängigkeit, durch die Geschichte vom Seeleben. »Das ganze Jahr über streunt sie umher«, heißt es von ihr, »macht die Nacht zum Tage, fängt Mäuse, Vögel, Insekten oder Fische, doch in den drei Wochen, die ich in meiner Hütte verbringe, läßt sie sich mit geradezu penetranter Selbstverständlichkeit verwöhnen ... In diesen drei Wochen spielt sie die Diva: launisch, herablassend, gnädig. Und sie macht, was sie will.«

Die Katze behauptet, »die menschliche Aufteilung des Lebens in Tag und Nacht sei unnatürlich und widersinnig ... Seit ich sie kenne, ärgert sie sich darüber, daß die Menschen den Katzen Namen geben und sie sogar in Stadtwohnungen gefangen halten. Sie hält Menschen für zudringlich, für launisch, für ungerecht, und es stößt sie geradezu ab, daß Menschen nach der Uhr leben.«

Die Katze macht, was sie will; und sie verachtet die Sklaven der Uhr. Sie ist das Gegenstück zu Nurmi, der nur noch machen kann, was er muß und dessen Rückwärtsleben nach einem genauen, unausweichlichen Zeitplan verläuft. Die Katze existiert ohne Erinnerung, geschichtslos; ihre Zeit ist zeitlos; sie hat die absolute Freiheit. Sogar als sie im See ertrinkt, bleibt die Frage offen, ob sie freiwillig gestorben sei. Nurmis Zeit hingegen ist gewissermaßen auf den Kopf gestellte Zeit, Umkehr-Zeit, der man nicht enttrinnen kann, ein Leben demnach ohne Hoffnung, ohne Freiheit.

Zwischen diesen beiden Extremen steht der Mann am See. Seine Zeit ist jene, die man auf dem Zifferblatt ablesen und auf dem Kalenderblatt abhaken kann. Sein Dasein läuft ab im Rhythmus des Uhrzeigers. Kann man dieser Zeit enttrinnen? Oder ist man ihr unbarmherzig ausgeliefert? Dann wäre sie nichts anderes und nicht besser als Nurmis gnadenlos ablaufende Zeit, und es gäbe keine Freiheit. Damit kann und will sich unser Mann am See aber nicht abfinden. »Es müßte doch eine Möglichkeit geben«, sagt er zu Nurmi, »aus seinem Leben ausubrechen. Man könne doch nicht nur das hinnehmen, was einem das Leben vorschreibt.« Rebellion und Resignation gleichzeitig drücken

sich in diesem Satze aus. Er enthält die Hoffnung auf einen Zukunftszustand, indem Arbeit und Freizeit, Funktionieren im Rahmen der Gesellschaft und privates Fürsichsein keine Gegensätze mehr sind, in dem Zwang und Freiheit ihre scharfen Umrisse verlieren. Dies wäre das volle, das ganze, das endgültige Glück. Es wird dem Mann am See nicht zuteil. Der Konflikt zwischen dem Apparat und dem Rebellen, zwischen dem privaten Einzelnen und der anonymen Öffentlichkeit, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, dieser Konflikt, der wie eine Folie unter der ganzen Geschichte liegt, schwelt weiter. Die Frage, ob Berufsleben vollkommen sinnlos, ob die Utopie wenigstens halbwegs realisierbar oder ob der Anspruch auf ein individuelles Leben nur eine idyllische Träumerei sei, wird nicht entschieden. Die Frage nach dem richtigen Leben bleibt offen. Mit melancholischer Gebärde reicht sie der Autor an den Leser weiter. Jeder muß für sich allein damit fertig werden.

»Der Mensch«, sagt Nurmi, »ist so oder so eine Fehlkonstruktion Gottes.« Der Mann am See antwortet ihm: »Wenn der Mensch eine Fehlkonstruktion Gottes ist, dann muß der Mensch die Welt besser machen oder Gott abschaffen.«

Aber ist Leben ohne Glauben möglich? Unsere Zukunft ist ungewiß. Alles Ungewisse macht Angst. Darum hat der Mensch Angst. »Ein Mensch ohne Angst ist unmenschlich«, sagt Koch, und: »Der Mensch glaubt, solange er Angst hat, ohne Angst verliert er an Menschlichkeit.«

Also kann und soll der Mensch Gott nicht abschaffen; und also kann der Mensch – als eine Fehlkonstruktion Gottes – diese Welt auch nicht besser machen. Es ist eine tragische, eine traurige, eine ausweglose Situation. »Aber einen Ausweg wusste auch ich nicht«, gesteht der Mann am See, nachdem ihm der Bauer Greift seine Sorgen mit seinem rebellierenden Sohn geschildert hat. Die existentielle Not des Menschen in dieser Welt, das unheimliche Geheimnis unserer schwierigen Existenz wird uns durch Werner Kochs Erzählung bewußt.

Was bleibt in dieser Lage noch an Hoffnung? »Für mich ist Arbeit«, sagt der Mann am See, »ein Stück Welt verändern.« Genügt das? Wir verändern die Welt täglich und stündlich. Mal zum Schlimmern, mal zum Bessern; das ist oft reichlich zufällig. Sicher ist nur, daß

Tätigkeit an sich, bloße Betriebsamkeit, Geschäftigkeit aus rein materieller Gewinnsucht nicht genügen, wenn uns die Veränderungen zum Besseren reichen sollen. Im Gegenteil. Sie sind gefährlich. Sie begünstigen die Herrschaft der kühl kalkulierenden Manager; sie degradieren den Menschen zum bloßen Funktionär; sie machen uns zu Sklaven der Computer; sie führen zu einer rein technokratisch verwalteten Welt, und das heißt: zu einer inhumanen und zutiefst menschenfeindlichen Welt.

Demgegenüber erscheinen der Bodensee und der Bodenseeraum in der Erzählung »See-Leben« als Möglichkeit einer noch immer humanen Landschaft, die allerdings auch bereits bedroht ist.

»In Rorschach«, so lesen wir, »soll eine neue Kläranlage gebaut werden; die Pläne sind fertig: Das Problem, wie man schädliche Chemikalien, und sei es nur zu 50 Prozent, beseitigt, ist nach wie vor ungelöst. Der Bodensee hat im Augenblick nur noch 11 Prozent Sauerstoffgehalt mehr als die Kloake des New Yorker Hafens.«

Dies bedeutet doch: Wir liefern diesen See und seine Landschaft der blindwütigen Technokratie aus, wir opfern sie dem Moloch Produktion. Oder sind dies nur Unkenrufe unheilbar rückständiger Romantiker?

Der Direktor der Kölner Architekturfirma meint es. Dem Mann am See ist die Begutachtung eines diffizilen und komplizierten Projektes aufgetragen. »... man beabsichtigt«, heißt es in der Erzählung, »Staad und Meersburg durch eine Brücke zu verbinden, und der Bodensee ist an dieser Stelle immerhin 6,7 km breit; die notwendigen Zwischenpfeiler machen mehrere Brückenöffnungen erforderlich, die statischen Berechnungen sind sehr schwierig.«

Plötzlich wird dann gesagt: »Die Brücke von Staad nach Meersburg soll nun doch nicht gebaut werden.« Warum nicht? Es wird nicht begründet. Sind Bedenken aufgetaucht? Fürchtet man verheerende Folgen einer solchen Brücke für den See? Würden Brückenpfeiler die natürliche Bewegung des Sees beeinträchtigen und den biologischen Haushalt des Wassers lebensgefährlich stören? Wir wissen es nicht. Der Chef der Kölner Firma sagt an späterer Stelle aus: »Es sähe so aus, als ob das Brückenprojekt von Meersburg nun doch noch realisiert

werden solle. Die zunehmende Verschmutzung des Bodensees sei übrigens mehr ein übles Gerücht als eine wirkliche Gefahr; Presse, Rundfunk und Fernsehen würden maßlos übertreiben, und was die Industrie bisher geleistet hätte, sei enorm.«

Es ist die obenhin beschwichtigende, grob argumentierende Denk- und Sprechweise des Managers. Mit Leuten dieses Schlages ist kein ernsthaftes Gespräch über die Gefährlichkeit unserer Situation mehr möglich. Der Mann am See findet keinen Kontakt mehr zu dieser Mentalität. Er läßt darum die Kündigung gelassen auf sich zukommen ...

»See-Leben I« ist in einem unaufdringlichen Sinne auch eine Mahnung, dem Menschen den Naturraum zu erhalten, ein Zeugnis für die Lebensnotwendigkeit einer unzerstörten Landschaft. Ohne sie ginge der Mensch zugrunde in den Einöden der Industriezonen und in den Steinwüsten unserer Städte.

In »See-Leben I« ringt ein Mensch mit den Geheimnissen unserer Existenz. Inmitten des atemberaubend beschleunigten technischen Fortschritts unserer Zeit fragt sich da einer in der Ruhe und Stille einer Seelandschaft, was denn das Leben überhaupt sei. Mit dieser Frage beginnt das Buch, und sie verschwindet nicht mehr daraus bis zum Schluß.

So bilde denn, meine Damen und Herren, dieser Anfang der Erzählung den Schluß meiner Betrachtung über das Buch, das wir heute in einem sehr subtilen und differenzierten Sinne mit dem Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen ausgezeichnet haben.

»Der Mond ließ sich Zeit. Er war weiß und zaghaft, und als ein Fisch durch ihn hindurchsprang, zuckte der Mond zusammen. Dann beruhigte er sich und tanzte kugelrund weiter.

Das war vor acht Monaten, wenn ich mich nicht irre, Ende August vielleicht, vielleicht auch Anfang September, auf jeden Fall hatte der See noch 18 Grad, und die Kühe waren nachts noch draußen, und der Fischer, dem das Boot gehörte, warf die Angel aus, stopfte sich die Pfeife, zündete sie etwas umständlich an und fragte mich, ob alles noch beim alten sei. Dann saßen wir da und ließen uns treiben.

Das Leben sei, sagte der Fischer nach einer halben Stunde oder

mehr, als sich eine Wolke vor den Mond schob, den See verdunkelte und das Gesicht des Fischers unkenntlich machte, dieses Leben, meinte der Fischer, aber es fiel ihm wohl nichts mehr zu diesem Leben ein, denn er schüttelte den Kopf, zog an der Angel, nichts rührte sich, er schwieg und rauchte ...«

1972 Werner Koch, Köln, für sein Buch »Seeleben I« (1971)

1923 in Köln,

Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie, 1948-1954 Redakteur der Rheinischen Zeitung, 1954-1961 Dramaturg und Regisseur der Städtischen Bühnen in Köln, 1961-1965 Leitung des Fernsehmagazins »Spektrum«, seit 1965 Leitung der Programmgruppe Kultur beim Westdeutschen Rundfunk, † 1992 in Köln

Nach zahlreichen Werken mit biblischen, religiösen und philosophischen Themen und Essays erschien:

Werner Koch: See-Leben I. 144 Seiten. Verlag Günther Neske, Pfullingen 1971

»Ich möchte an einem See sterben«. Gedanken zu See-Leben I von Eduard Stäuble, Werner Koch und Heinrich Böll. 32 Seiten. Verlag Günther Neske, Pfullingen 1972

Preisverleihung am 11. Juni 1972, Laudatio Eduard Stäuble